

MERKUR

Gegründet 1947 als Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken

David Runciman, Wettbewerb ist für Verlierer
Franziska Davies, Gedenkpolitik in der Ukraine
Florian Hannig, Kurze Geschichte der Betroffenheit
Marco Bitschnau, Keine Lust auf niemanden

Bodo Mrozek, Sensory Warfare. Sinneskolumne
Ekkehard Knörer, Zum Werk von Emine Sevgi Özdamar
Bernhard J. Dotzler, (K)eine Mondreise mit Kepler

Wolfgang Fach, Wählen gehen
Lambert Wiesing, Schwitters und Beuys
Michael Kittner, Das Kaiserreich und die Arbeiterbewegung
Hanna Engelmeier, Crossy Road (Ein Text über Liebe)



75. Jahrgang, Dezember 2021

Klett-Cotta

871

Franziska Davies

Gewaltherrschaft und Schoah in der Ukraine

Der Euromajdan von 2013/14, die so genannte »Revolution der Würde«, hatte auch eine geschichtspolitische Dimension. Aktivistinnen und Mitglieder der rechtsextremistischen Partei Swoboda stürzten am 8. Dezember 2013 das zentrale Lenin-Denkmal in Kiew. Dies sollte der Ausgangspunkt für den *leninopad* sein, die massenhafte Beseitigung von Lenin-Denkmalern im gesamten Land, mit Ausnahme der von Russland kontrollierten Gebiete. Zwar war das kein Novum in der ukrainischen Geschichte, in den 1990er Jahren waren schließlich bereits eine Vielzahl von Lenin-Denkmalern vor allem in der Westukraine abgebaut worden, aber im Zuge des Majdan und des darauffolgenden russischen Angriffs auf die Ukraine machte die neue ukrainische Regierung unter Präsident Petro Poroschenko die Abrechnung mit der Sowjetzeit zur Chefsache.

Im April 2014 brachte sie eine Reihe von Gesetzen zur »Dekommunisierung« des Landes auf den Weg. Anders als es dieser Begriff suggeriert, war damit aber keine kohärente geschichtspolitische Strategie verbunden. So zielte ein Gesetz darauf ab, das Gedenken an den Sieg über den Nationalsozialismus zwischen 1939 (nicht etwa 1941) und 1945 zu »verewigen« und ordnete eine »respektvolle Einstellung gegenüber der Erinnerung« an diesen Sieg an. Denkmäler zur Erinnerung an den »Großen Vaterländischen Krieg« – in den meisten Fällen eben sowjetische – wurden damit unter den Schutz des Staates gestellt. Die Verantwortung für den Ausbruch des Kriegs, »die größte Tragödie der Menschheit im 20. Jahrhundert«, schrieb dasselbe Gesetz allerdings dem nationalsozialistischen Deutschland und dem »kommunistisch totalitären Regime der UdSSR« gleichermaßen zu. Schließlich hätten beide auf dem Territorium der Ukraine Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen und sich des Genozids schuldig gemacht.¹

Ein anderes Gesetz erklärte es zur öffentlichen Aufgabe, die Erinnerung an die »Kämpfer für die Unabhängigkeit der Ukraine« aufrechtzuerhalten.² Mit der Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN) und ihrem militärischen Arm, der Ukrainischen Aufstandsarmee (UPA), bezog es zwei

1 Gesetz über die »Verewigung des Siegs über den Nazismus in den Jahren 1939–1945«. Vgl. David Marples, *Dekommunization, Memory Laws, and »Builders of Ukraine in the 20th Century«*. In: *Acta Slavica Iaponica*, Nr. 39, 2018.

2 Gesetz über den rechtlichen Status und die Erinnerung an die Kämpfer für die Unabhängigkeit der Ukraine im 20. Jahrhundert.

Organisationen ausdrücklich mit ein, die sich beide durch ihren Antisemitismus und Antipolonismus ausgezeichnet und während des Zweiten Weltkriegs mit den Deutschen kooperiert hatten.³

Allerdings war die Erinnerungskultur an Krieg und Gewaltherrschaft in der Ukraine schon lange vor den Gesetzen zur »Dekommunisierung« von Widersprüchen geprägt. Sowjetische, postsowjetische, jüdische und nationalukrainische Narrative trafen und treffen dabei häufig konfliktvoll aufeinander. Das Ende der Sowjetunion ermöglichte nicht nur eine offenere Auseinandersetzung mit sowjetischen Gewaltverbrechen, auch das jüdische Erbe trat stärker in die Öffentlichkeit.

Kiew: Babyn Jar

Die wohl bekannteste Vernichtungsstätte auf sowjetischem Boden ist die Schlucht von Babyn Jar, heute innerhalb der Grenzen der ukrainischen Hauptstadt gelegen. Die SS und die Führung der Wehrmacht planten den Massenmord gemeinsam, insofern steht Babyn Jar nicht zuletzt für die tragende Rolle der Wehrmacht im deutschen Vernichtungskrieg.⁴ Insgesamt wurden in der Schlucht am 29. und 30. September 1941 über 33 000 Juden erschossen und damit fast die gesamte jüdische Gemeinde der Stadt ermordet. Nach dem Ende des Kriegs versuchte die sowjetische Führung durch eine Umgestaltung der Landschaft die Erinnerung an das Massaker an der jüdischen Bevölkerung Kiews auszulöschen.⁵ Die spezifisch jüdische Erfahrung des Zweiten Weltkriegs passte nicht in das offizielle Selbstbild des sowjetischen Vielvölkerstaats, demzufolge alle gleichermaßen von der faschistischen Aggression betroffen gewesen seien. Außerdem fügte sich die Shoah nicht in die sowjetischen Erzählungen von Heroismus ein, waren Juden und Jüdinnen doch Opfer gewesen, die den Deutschen hilflos ausgeliefert waren.

Jewgeni Jewtuschenko, einem nichtjüdischen Schriftsteller, ist es maßgeblich zu verdanken, dass die Tat zwei Jahrzehnte später doch wieder ins öffentliche Bewusstsein rückte. Sein Gedicht *Babij Jar*, 1961 während des so

3 Franziska Bruder, »Den ukrainischen Staat erkämpfen oder sterben«. *Die Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN) 1929–1948*. Berlin: Metropol 2007.

4 Hartmut Rieß, *Wer war verantwortlich für das Massaker von Babij Jar?* In: *Militär-geschichtliche Zeitschrift*, Nr. 57/2, 1998.

5 Vgl. Vladyslav Hrynevych, *Umkämpftes Geschichtsgelände. Babyn Jar als ukrainischer Erinnerungsort*. In: *Osteuropa*, Nr. 1–2, 2021; Aleksandr Burakovskiy, *Holocaust remembrance in Ukraine: memorialization of the Jewish tragedy at Babi Yar*. In: *Nationalities Papers*, Nr. 39/3, Mai 2011; Jeff Mankoff, *Babi Yar and the Struggle for Memory, 1944–2004*. In: *Ab Imperio*, Nr. 2, 2004.

genannten »Tauwetters« publiziert, markiert einen erinnerungskulturellen Wendepunkt: »Über Babij Jar, da steht keinerlei Denkmal. || Ein schroffer Hang – der eine, unbehauene Grabstein [...] ein einziger Schrei ohne Stimme || über tausend und aber || tausend Begrabene hin. || Jeder hier erschossene Greis –: || ich. Jedes hier erschossene Kind –: || ich.«⁶ Vier Jahre nach der Publikation des Texts fand in Babyn Jar zum fünfundzwanzigsten Jahrestag des Massakers eine große Gedenkveranstaltung statt. Zwar hatten sich bereits in den Jahren zuvor Nachfahren der Opfer an dem Ort eingefunden, diesmal machten sich aber viel mehr Menschen auf den Weg. Bemerkenswert an der Feier war, dass auch ukrainische Intellektuelle und Kunstschaffende daran teilnahmen. Unter anderem hielt Iwan Dsjuba, ukrainischer Literaturwissenschaftler und sowjetischer Dissident, eine Rede, in der er das Fehlen eines Mahnmals anprangerte und die Gemeinsamkeit zwischen dem Judentum und der Ukraine im Kampf um die Erhaltung ihrer Kultur betonte. Zugleich machte er deutlich, dass es auch die Aufgabe der ukrainischen Bevölkerung sei, das Andenken an die Ermordung des Kiewer Judentums zu bewahren. Der Historiker Yohanan Petrovsky-Shtern, dessen Urgroßmutter in Babyn Jar ermordet wurde, hat diese gemeinsame Gedenkveranstaltung jüngst als ein Schlüsselereignis der jüdisch-ukrainischen Beziehungen bezeichnet.⁷

Der wachsende gesellschaftliche Druck führte dazu, dass die sowjetischen Behörden 1976 schließlich doch noch ein Ehrenmal errichten ließen. In der Formensprache des sozialistischen Realismus gehalten, zeigt es einen jungen Mann vor ineinander verschlungenen Körpern. Nichts daran verweist explizit auf die jüdische Identität der Opfer. Selbst die in den 1990er Jahren nachträglich angebrachten Inschriften informieren – auf Russisch, Ukrainisch sowie in (fehlerhaftem) Jiddisch – lediglich darüber, dass hier »zwischen 1941 und 1943 von den deutschen faschistischen Besatzern mehr als hunderttausend Bürger der Stadt Kiew erschossen wurden«. Seit 1991 gibt es in Babyn Jar allerdings ein weiteres, eindeutig jüdisches Denkmal. Es hat die Form einer Menora, deren Arme von Schmerz gezeichnete Gesichter zeigen. Bei seiner Enthüllung war Leonid Kutschma anwesend, damals ranghöchster Politiker der Sowjetukraine und später der erste Präsident der unabhängigen Ukraine. Durch Kutschmas Teilnahme an der Zeremonie wurde das jüdische Leid zum ersten Mal offiziell anerkannt.

6 Übersetzung von Paul Celan. In: Ders., *Gesammelte Werke*. Bd. 5. *Übertragungen II*. Frankfurt: Suhrkamp 2000.

7 Yohanan Petrovsky-Shtern, *Ein Tag, der die Welt veränderte. Ukrainer, Juden und der 25. Jahrestag von Babyn Jar*. In: *Osteuropa*, Nr. 1–2, 2021.

Zugleich aber zeichnete sich schon in den 1990er Jahren eine erinnerungskulturelle Konkurrenz um Babyn Jar ab, die bis heute wirksam ist. Denn schließlich waren zwar die meisten, aber nicht alle Menschen, die zwischen 1941 und 1943 in Babyn Jar ihr Leben ließen, Juden und Jüdinnen. Inzwischen befinden sich auf dem sich über zwei Kilometer erstreckenden Gelände eine Vielzahl von Denkmälern, die weitgehend unverbunden nebeneinander stehen. 1992 wurde ein einfaches Holzkreuz errichtet, das den Mitgliedern der OUN gewidmet war. Eine zivilgesellschaftliche Organisation ergänzte im Jahr 2006 drei Granittafeln mit den Namen einiger der Getöteten: »Zwischen 1941 und 1943 starben im Kampf für einen unabhängigen ukrainischen Staat 621 Mitglieder der antinazistischen Organisation Ukrainischer Nationalisten, unter ihnen die hervorragende Dichterin Olena Teliha. Babyn Jar wurde zu ihrem brüderlichen Grab. Ruhm den Helden!«

Das Ziel der 1929 in Wien gegründeten OUN war die Schaffung einer unabhängigen Ukraine. Mit dem Angriff Deutschlands auf die Sowjetunion im Juni 1941 hoffte die Führung der OUN, dieses Projekt mit deutscher Hilfe verwirklichen zu können. Im Sommer 1941 beteiligten sich Milizen der OUN an vielen Orten in Ostpolen beziehungsweise der Westukraine maßgeblich an den Pogromen gegen Jüdinnen und Juden.⁸ Im Verlauf des Kriegs wurde zwar schnell deutlich, dass die deutsche Regierung kein Interesse an einer unabhängigen Ukraine hatte, die antijüdische (und antipolnische) Politik der OUN setzte sich trotzdem fort.

Auch anderer nichtjüdischer Opfer deutscher Gewaltpolitik wird in Babyn Jar gedacht. Seit 2016 erinnert eine Skulptur in Wagenform an die ebenfalls von Deutschen ermordeten Romnja und Roma. Neben einer Holzkirche findet die Betrachterin einen Gedenkstein für ukrainische Geistliche, der zugleich den »unschuldigen getöteten Bürgern unterschiedlicher Nationalität« gewidmet ist. Um die Kirche herum sind außerdem vier einfache Steine eingelassen, auf denen schlicht »Den Opfern des Genozids« geschrieben steht. Es ist nicht unmittelbar ersichtlich, wer genau damit gemeint ist. Alle, die zum Opfer der mörderischen Politik NS-Deutschlands geworden sind? Oder nur die Opfer des »Holodomor«, der von Stalin herbeigeführten Hungersnot zu Beginn der 1930er Jahre, die Millionen von Ukrainern und Ukrainerinnen das Leben kostete? Vielleicht beiden Opfergruppen? Der Begriff »Genozid« ist im ukrainischen Diskurs eng mit diesem sowjetischen

8 Kai Struve, *Deutsche Herrschaft, ukrainischer Nationalismus, antijüdische Gewalt. Der Sommer 1941 in der Westukraine*. Berlin: de Gruyter 2015.

Verbrechen verknüpft, das einer weitverbreiteten Lesart zufolge der Versuch war, das ukrainische Volk auszulöschen.⁹

Die Opfer des »Holodomor« sind nicht die einzige Opfergruppe, deren Schicksal nicht unmittelbar mit dem Ort verknüpft ist. Läuft man von dem sowjetischen Denkmal weiter durch das Gelände, so stößt man auf ein 2005 errichtetes Denkmal, das den »drei Millionen ukrainischen Bürgern« gewidmet ist, die während des Zweiten Weltkriegs nach Deutschland deportiert wurden und dort unter grausamen Bedingungen Zwangsarbeit leisten mussten. In den gängigen Narrativen taucht diese Opfergruppe nicht auf. Die sowjetische Gesellschaft begegnete ihnen mit Misstrauen oder gar Ablehnung, außerdem beschuldigten die sowjetischen Behörden eine Vielzahl von ihnen der Zusammenarbeit mit den Deutschen, was massive Repressionen zur Folge haben konnte. Das Denkmal in Babyn Jar ist insofern nicht zuletzt der Versuch, die Diversität der ukrainischen Opfer ins Bewusstsein zu bringen und sich zugleich von sowjetischen Narrativen zu emanzipieren.

Der ukrainische Staat hat sich bisher nicht darum verdient gemacht, für Babyn Jar ein erinnerungspolitisches Konzept vorzulegen. Entsprechend haben private Organisationen die Initiative übernommen. Der jüngste Vorstoß ging von dem 2016 gegründeten »Babyn Yar Holocaust Memorial Center« (BYHMC) aus, das in der Ukraine allerdings umstritten ist. Zunächst löste die Beteiligung russischer Oligarchen Abwehrreaktionen aus. In einem offenen Brief forderten im Februar 2021 eine Reihe von Personen des öffentlichen Lebens, darunter so namhafte wie Iwan Dsjuba, Oksana Sabuschko und Jurij Andruchowytsch, den Kiewer Bürgermeister Vitali Klitschko dazu auf, dem BYHMC die Unterstützung zu entziehen. Ein solch zentrales Erinnerungsprojekt müsse »ohne die Beteiligung unseres Feindes« verwirklicht werden, gäbe es doch Hinweise darauf, dass über das Musealisierungprojekt versucht würde, »die Ukraine in der internationalen Arena zu diskreditieren«. Eine noch größere Debatte löste im selben Jahr die Berufung des russischen Skandalregisseurs Ilja Chrschanowski (*Dau*) zum »art director« des BYHMC aus, der mit seinem Konzept, die Morde von Babyn Jar zur »transformative experience« zu machen, auf scharfe Kritik stieß.¹⁰ Ein Konkurrenzprojekt zum BYHMC hat das Institut für nationales

9 Vgl. Anne Applebaum, *Red Famine. Stalin's War on Ukraine*. New York: Doubleday 2017.

10 Yohanan Petrovsky-Shtern, *Savior on the Blood, or Ilya Khrzhanovsky's Babyn Yar Experimental Museum*. In: *Krytyka* vom April 2020 (krytyka.com/en/articles/savior-blood-or-ilya-khrzhanovskys-babyn-yar-experimental-museum). Zu den Debatten um das BYHMC vgl. Darija Bad'jor, *Streit um Babyn Jar. Gedenkzentrum oder Holocaust-Disneyland*. In: *Osteuropa*, Nr. 1–2, 2021; Tobias Wals, *Wie man in*

Gedenken schon 2019 vorgelegt. Das Institut hat sich in der Vergangenheit für eine ukrainisch-nationale Geschichtsschreibung starkgemacht, so dass es nicht verwundert, dass die Pläne für die Erinnerung an die nichtjüdischen Opfer in Babyn Jar in seinem Konzept großen Raum einnahmen, während der Stellenwert der jüdischen Opfer unklar blieb. Was alles am Ort des Verbrechens tatsächlich entstehen wird, ist immer noch ungewiss.

Charkiw

Der Majdan-Aufstand hat in der Ukraine vielerorts eine Umgestaltung der Erinnerungslandschaft ausgelöst. In Charkiw etwa haben Aktivisten ein sowjetisches Denkmal umgestaltet, das ursprünglich den »Kämpfern der Oktoberrevolution von 1917« gewidmet und zu deren vierzigstem Jubiläum im Jahr 1957 eingeweiht worden war. Seit Mai 2015 ist die sowjetische Fahne blau-gelb übermalt. Darunter befindet sich eine Tafel mit der Aufschrift »Den Helden, die ihr Leben für die Unabhängigkeit und die Freiheit der Ukraine gegeben haben«.

In Veränderung begriffen war die Erinnerungslandschaft jedoch schon zuvor. Mit dem Ende der Sowjetunion rückten Themen in die ukrainische Öffentlichkeit, die von der KPdSU tabuisiert worden waren – insbesondere der Holodomor. Die Region Charkiw gehörte zu den von der Hungersnot am stärksten betroffenen Gebieten. Im Zuge von Gorbatschows *perestroika* und *glasnost* war die Stadt im Dezember 1989 der erste Ort in der gesamten Ukraine, in dem, in Form eines einfachen Kreuzes, ein Denkmal für die Opfer aufgestellt wurde. Während seiner Präsidentschaft von 2005 bis 2010 bemühte sich Wiktor Juschtschenko, die Hungersnot als das zentrale Ereignis in der ukrainischen nationalen Erinnerung zu etablieren. Widerstände dagegen gab es vor allem von nach wie vor an Russland orientierten Eliten, darunter auch in Charkiw. Ein großes Denkmal für die Opfer des Holodomor konnte schließlich nur am Stadtrand errichtet werden – und nicht im Zentrum, wie ursprünglich geplant.¹¹

Bis heute umkämpft ist auch ein Gedenkstein für die Ukrainische Aufstandarmee. Dessen Aufstellung hatte die zivilgesellschaftliche Organisati-

der ukrainischen Öffentlichkeit über das Babyn Yar Holocaust Memorial Center streitet. In: *Ukraine verstehen* vom 7. Dezember 2020 (ukraineverstehen.de/wals-babyn-yar-holocaust-memorial-center-streit/).

11 Tatiana Zhurzenko, »*Capital of Despair*«: *Holodomor Memory and Political Conflicts in Kharkiv after the Orange Revolution.* In: *East European Politics & Societies*, Nr. 25/3, August 2011.

on und spätere Partei »Ruch« (Bewegung) schon zu Beginn der 1990er Jahre erreicht, er befindet sich im »Park der Jugend« – wo auch das Kreuz für die Opfer des Holodomor zu finden ist. Dieses Mahnmal wird bis heute regelmäßig beschmiert und beschädigt. Mehrfach wurde es mit den rot-weißen Nationalfarben der polnischen Republik übermalt – ein symbolischer Verweis auf die Massaker der UPA in Wolhynien und Ostgalizien an der polnischen Zivilbevölkerung während des Zweiten Weltkriegs, denen allein in Wolhynien zwischen 50 000 und 60 000 Menschen zum Opfer fielen.¹²

Zugleich ist Charkiw als Stadt ganz wesentlich von der Sowjetzeit geprägt, nicht nur durch ihre avantgardistische Architektur. Eine Reihe von Denkmälern erinnert an die sowjetischen Helden des »Großen Vaterländischen Kriegs«. Etwas außerhalb eröffnete 1977 das »Memorial des Ruhms« für die Soldaten und Zivilisten, die im »Kampf mit dem Faschismus« umgekommen sind. Die weitläufige und monumentale Anlage feiert den »Heroismus« der Menschen in ihrem Kampf für die »Freiheit und das Glück unserer Heimat«. Sowjetische Anlagen wie diese sind durch ihren Bezug zum Sieg über die Deutschen auch weiterhin von der »Dekommunisierung« ausgenommen.

Nur etwa zehn Autominuten vom »Memorial des Ruhms« entfernt an derselben Straße gelegen, befindet sich ein weiterer Erinnerungsort des Zweiten Weltkriegs, der eine ganz andere Deutung der sowjetischen Herrschaft vornimmt. Denn nicht nur durch den Holodomor war Charkiw Schauplatz sowjetischer Verbrechen geworden: Nach der sowjetischen Besetzung Ostpolens im September 1939 waren Abertausende polnische Offiziere in sowjetische Gefangenschaft geraten. Auf Geheiß des Politbüros wurden diese, zusammen mit anderen Vertretern der polnischen Elite, im Frühjahr 1940 vom sowjetischen Inlandsgeheimdienst NKWD erschossen.¹³ Der Massenmord hat sich als das Verbrechen von Katyń ins kollektive polnische Gedächtnis eingebrannt. Erst im April 1990 gab die sowjetische Staatsführung zu, dass es sich hierbei um ein Verbrechen des Stalinismus handelte und nicht, wie lange Zeit behauptet, um ein deutsches.

Einen Teil der Opfer erschossen die NKWD-Leute unweit von Charkiw. Wer den Ort heute besucht, findet den polnisch-ukrainischen »Friedhof der Opfer des Totalitarismus« vor. Der Zweite Weltkrieg beginnt hier nicht wie in der sowjetischen Erzählung mit dem 22. Juni 1941, sondern mit der deutschen und sowjetischen Invasion Polens im September 1939, der der

12 Jared McBride, *Peasants into Perpetrators: The OUN-UPA and the Ethnic Cleansing of Volhynia, 1943–1944*. In: *Slavic Review*, Nr. 75/3, 2016.

13 Claudia Weber, *Krieg der Täter. Die Massenerschießungen von Katyń*. Hamburger Edition 2015.

Hitler-Stalin-Pakt vorausgegangen war. Die Sowjetunion und NS-Deutschland erscheinen als zwei Spielarten des Totalitarismus – lange vor den »De-kommunisierung«-Gesetzen. Der Grundstein für die Grabanlage, die auf Initiative der polnischen Regierung entstand, wurde in Anwesenheit des polnischen und des ukrainischen Präsidenten im Jahr 1998 gelegt. Einen ersten einfachen Gedenkstein, den unter anderem das Episkopat der Stadt und zivilgesellschaftliche Vereinigungen mitfinanzierten, ließ die Stadt Charkiw aber schon 1991 errichten. Er ist den »Tausenden unschuldigen sowjetischen und polnischen Bürgern« gewidmet, die auf dem Gelände zwischen 1938 und 1941 erschossen wurden, und verweist damit auch auf die eigenen Opfer von Stalins Terror. Diese werden allerdings nicht als »ukrainische Opfer« nationalisiert.

In den neunziger Jahren trat aber nicht nur die Erinnerung an die Opfer sowjetischer Repressionen und Gewalt wieder in die Öffentlichkeit, auch die Schoah wurde nun zum Gegenstand der öffentlichen Gedenkkultur. Aus Initiativen der jüdischen Gemeinde, der städtischen Verwaltungen und von Menschen aus der ukrainischen Zivilgesellschaft entstand in Charkiw am Ort der Ermordung der jüdischen Stadtbevölkerung eine Gedenkstätte. Die deutsche Wehrmacht hatte die Stadt im Oktober 1941 erobert und wenige Wochen später die jüdische Bevölkerung und die lokalen Romnja und Roma erfasst und ghettoisiert. Im Dezember begann das Sonderkommando 4a der Einsatzgruppe C unter Leitung des SS-Führers Paul Blobel – das auch an den Morden in Babyn Jar beteiligt gewesen war – mit der Ermordung der Ghetto-Bewohner in der Schlucht von Drobytskyj Jar. Im Frühjahr 1942 lösten die Deutschen das Ghetto auf und erschossen in den folgenden Monaten in Drobytskyj Jar psychisch erkrankte Menschen und Kriegsgefangene der Roten Armee. Insgesamt ermordeten sie dort während der Besatzungszeit zwischen 16 000 und 20 000 Menschen.

Auch in Drobytskyj Jar werden die unterschiedlichen Zeitschichten der Erinnerung greifbar. Das älteste Denkmal auf dem Gelände ist noch zu Zeiten der Sowjetunion entstanden: eine einfache Stele mit der russischen Inschrift »Hier ruhen die Opfer des faschistischen Terrors. 1941–1942«. Im Einklang mit der sowjetischen Praxis wird nicht auf die jüdische Identität der Mehrzahl der Opfer verwiesen. Kernstück der heutigen Erinnerungslandschaft ist dagegen eine schon von weitem gut sichtbare Menora. Unter ihr ist eine Platte eingelassen, auf der auf Lateinisch, Ukrainisch und Hebräisch geschrieben steht, dass an diesem Ort die »Toten die Lebenden ermahnen«. Dieser Teil wurde 2002 in Anwesenheit des damaligen ukrainischen Präsidenten Leonid Kutschma eröffnet. Die jüdischen Opfer wurden mithin auch an diesem Ort vom ukrainischen Staat offiziell gewürdigt.

Läuft man von der Menora den kleinen Hügel hinunter – den Weg, den auch die Ermordeten unmittelbar vor ihrem Tod nehmen mussten –, gelangt man zu einem Museum und einem Saal der Trauer, an dessen Wänden mehrere Tausend Namen geschrieben stehen; noch freie Flächen verweisen darauf, dass die Rekonstruktion der Identitäten der Opfer noch nicht abgeschlossen ist. Die Besucher werden nach der Führung aufgefordert, der Toten von Drobytskyj Jar in einer Schweigeminute zu gedenken, während sie auf eine Fläche blicken, die einem Sternenhimmel nachempfunden ist – oft war der Himmel das Letzte, was die Menschen sahen, bevor sie erschossen wurden.

In Charkiw entstand auch das erste Museum zur Schoah in der Ukraine. Gegründet wurde es auf private Initiative im Winter 1996 mit dem Ziel, als lokales Bildungszentrum über die Verbrechen an den Juden und Jüdinnen aufzuklären und dabei einen besonderen Schwerpunkt auf die Arbeit mit der jungen Generation zu legen. Außerdem werden diejenigen Ukrainer und Ukrainerinnen geehrt, die unter Einsatz des eigenen Lebens Menschen vor der Schoah gerettet haben. Das Museum zeigt, dass in mancher Hinsicht jüdische Erfahrungen durchaus vereinbar waren mit sowjetischen Deutungen des Kriegs: Als Partisanen und Soldatinnen der Roten Armee wurden Jüdinnen und Juden von Opfern zu Helden. Aus jüdischer Perspektive war die Rote Armee tatsächlich eine Befreiungsarmee, und sie unterscheidet sich damit von einer nationalukrainisch orientierten Interpretation, der zufolge der Vormarsch der sowjetischen Armee lediglich den Wechsel von einem totalitären System zum nächsten einläutete.

Dnipro

Die viertgrößte Stadt der Ukraine (bis 2016 Dnipropetrowsk), gelegen an der Mündung der Samara und damit geografisch gesehen eher in der Zentralukraine, gilt dennoch kulturell als Teil der östlichen beziehungsweise südöstlichen Ukraine. In Dnipro ist seit einigen Jahren das größte Museum zur Schoah im postsowjetischen Raum beheimatet. Das »Museum der Erinnerung an das jüdische Volk und den Holocaust« ist im jüdischen Kulturzentrum »Menorah« untergebracht. Dort befindet sich nicht nur ein Museum, sondern auch ein Hotel, Veranstaltungsräume und ein Restaurant. Angeblich handelt es sich um das größte jüdische Zentrum der Welt. Die Oligarchen und ehemaligen Besitzer der größten Bank der Ukraine, Ihor Kolomojskyj und Gennadij Bogoljubow, beide aus der Region stammend und selbst Juden, haben im Wesentlichen die Mittel zur Errichtung von Zentrum und Museum bereitgestellt. Das Zentrum wurde um die aus dem

Jahr 1852 stammende Hauptsynagoge der Stadt gebaut und im Jahr 2012 eröffnet.

Das Museum ist in vielerlei Hinsicht bemerkenswert. Zum einen versteht es sich als Einrichtung, die über die Geschichte des Ostjudentums informiert, zum anderen greift es aber auch Aspekte der jüdisch-ukrainischen Beziehungsgeschichte heraus, die sonst in der Ukraine eher beschwiegen werden. So erscheint hier der Kosakenführer Bohdan Chmelnyzkyj, der aufgrund seines Aufstands gegen den polnischen Adel zwischen 1648 und 1657 in der Regel als früher ukrainischer Nationalheld gefeiert wird, als zutiefst ambivalente Figur. Die antijüdische Gewalt, die seinen Aufstand begleitete, erklärt, warum er in der jüdischen Erinnerung verfeimt ist. Im Hinblick auf die Shoah spricht die Ausstellung etwas an, was in der Selbstbeschreibung der Ukraine als Nation der Opfer und Helden eigentlich keinen Platz haben darf: ukrainische Mittäterschaft bei der Vernichtung der sowjetischen Jüdinnen und Juden. Die Kooperation mit den Deutschen wird dargestellt, eine Schautafel ist dem Pogrom in Lwiw im Sommer 1941 gewidmet, als ukrainische Nationalisten gemeinsam mit den Deutschen mehrere Tausend Jüdinnen und Juden ermordeten.

Im Hinblick auf die OUN und die UPA, die in großen Teilen antisemitische Organisationen waren, bleibt die Haltung des Museums uneindeutig. So belegen etwa im Fall der Organisation Ukrainischer Nationalisten Originalzitate aus internen Dokumenten zwar deren Antisemitismus; Juden und Jüdinnen galten der OUN »als Instrument des Moskauer bolschewistischen Imperialismus« und als Feinde des ukrainischen Volks, deren »Assimilation« ausgeschlossen war. Dem gegenübergestellt sind aber die Porträts zweier Personen, die den Antisemitismus der OUN relativieren: zum Beispiel Ivan Wowtschuk, der sich in der OUN engagierte, aber trotzdem einer jüdischen Familie in Dnipropetrowsk das Leben rettete und seit 1998 als ein »Gerechter unter den Völkern« in Yad Vashem anerkannt ist. Ebenso ungewöhnlich ist der Lebenslauf von Leyba-Itzko Dobrowsky, der als Jude in der OUN aktiv war. Der Versuch, nationalukrainische Deutungen der Geschichte mit jüdischen Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg in Einklang zu bringen, gelingt in diesem Fall nur durch die fragwürdige Konstruktion von jüdisch-ukrainischen Gemeinsamkeiten, wo es fast keine gab.

Außerhalb der Mauern des Museums befindet man sich in Dnipro in einer Stadt, deren sowjetische Geschichte durchgehend präsent ist. Denkmäler für den »Großen Vaterländischen Krieg« sind an vielen Stellen der Stadt zu finden. Das größte bildet den Fluchtpunkt einer der Hauptachsen der Stadt (früher der Prospekt Karl Marx, heute benannt nach dem ukrainischen Historiker Dmytro Jawornyzkyi) und ist zu einem Symbol Dnipro geworden.

Typisch für das heroisierende Gedenken an den Krieg, ist es ein mehrere Meter hohes Monument für den »ewigen Ruhm« der Kämpfer gegen die faschistischen Besatzer.

Nach Gedenkorten für Opfer muss man dagegen aktiv suchen. Ein Denkmal befindet sich im städtischen Gagarin-Park nahe dem Ort, wo am 13. und 14. Oktober 1941 Abertausende Jüdinnen und Juden von Deutschen erschossen worden sind. Es wiederholt sich dasselbe Muster wie in Charkiw und Kiew: Der Gedenkstein aus dem Jahr 1974, dessen Unauffälligkeit und Schlichtheit im krassen Kontrast steht zu den monumentalen Denkmälern für die sowjetischen Helden im Zentrum, erinnert an die »friedlichen Bürger, die Opfer des Faschismus«. Nur das Datum – Oktober 1941 – dürfte durch das lokale Wissen der Bevölkerung einen Hinweis auf die jüdische Identität der Ermordeten geliefert haben.

Ihr Schicksal ist aber seit den neunziger Jahren nicht nur durch das jüdische Museum sichtbar geworden. Inzwischen ist in der Nähe des sowjetischen Denkmals im Gagarin-Park ein zweites jüdisches Mahnmal entstanden. Auf dem Dmytro-Jawornyckij-Prospekt erinnert an der Stelle, an der sich die jüdische Bevölkerung vor ihrer Erschießung einfinden musste, eine Plakette an das Verbrechen: Von hier gingen 11000 Menschen in den Tod, »Frauen, Alte, Kinder ... Ihre einzige Schuld war, dass sie Juden waren. Gesegnet sei ihr Andenken.«